

Sigrid Tschöpe-Scheffler

Früher war ich ein flottes Huhn, heute bin ich eine lahme Ente

Meine alte Mutter, ihre Pflegekräfte aus Osteuropa und ich

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1233-3

Zur Erinnerung an meine Mutter
Maria Scheffler
1920–2019

Inhalt

Einleitung.	9
Wenn erwachsene Kinder Verantwortung übernehmen ...	12
Was tun, wenn die Mutter Unterstützung braucht?	20
Vier Haustürschlüssel und zwei große Abschiede.	24
Die Geschichte meiner Eltern	33
Das Projekt »Wohnen für Hilfe« und der Student aus Moskau	42
Wie findet man eine 24-Stunden-Betreuung?	48
Die Betreuerinnen aus Polen – Jahre der Kontinuität	52
... und dann ist alles wieder anders!	58
Der Rauswurf	66
Mutter-Tochter-Zeiten und der Umgang mit Schuldgefühlen	71
Zwei Studentinnen und eine Einladung nach Armenien ...	81
Das Dreierteam	87
Die vier M: Man muss Menschen mögen	98
Ana, die Seelenfreundin	102
Die Familie aus Bosnien zieht ins Haus	114

Ein überraschend interkulturelles Weihnachtsfest	121
Konflikte zu Ostern	130
Der »Schwarze Affe« verändert vieles	135
Eine neue Heimat auf Zeit?	146
Ein Sturz, Krankenhausaufenthalte und wieder ein Umzug	155
Der letzte Weg	167
Offene Fragen	171
Überlegungen zum wertschätzenden Miteinander in Betreuung und Pflege	177
Kommentierte Literaturliste	193
Dank	200

Einleitung

Viele erwachsene Kinder, deren Eltern zur Kriegsgeneration gehören, werden jetzt in die Pflicht genommen. Die Zahl der Pflegebedürftigen ist Ende 2017 auf rund 3,4 Millionen Menschen gewachsen – ein Anstieg von knapp 70 Prozent gegenüber der Jahrtausendwende.¹ Mit der Übernahme von Fürsorge, Pflege oder Betreuung für den Vater und/oder die Mutter werden neue Aufgaben in das eigene Leben integriert und bisher nie da gewesene Herausforderungen bewältigt. Viele Töchter und Söhne, die einen großen Teil der Verantwortung übernehmen, müssen sich jetzt über Pflegeangebote informieren, vieles auch in ihrem eigenen Leben organisieren, sich im Familienkreis absprechen und möglicherweise im Wohnbereich der Eltern räumliche Veränderungen vornehmen. Es muss entschieden werden, wie die Betreuung aussehen soll und wer sie übernimmt.

Meine Mutter hatte sich schon früh für die Unterstützung in ihrem Haus durch 24-Stunden-Kräfte aus Osteuropa entschieden und dadurch fünfzehn Jahre lang die Möglichkeit, trotz zunehmendem Mobilitätsverlustes und später hinzukommender demenzieller Veränderungen in ihrem eigenen Haus leben zu können und gut versorgt zu werden. Sie selbst kommentierte ihre neue Lebenssituation so: *»Früher war ich ein flottes Huhn, jetzt bin ich eine lahme Ente und brauche Hilfe.«* Als sie dann ihre Persönlichkeitsveränderung, ihre Vergesslichkeit und den Orientierungsverlust bemerkte und diese sie aus ihrer seelischen Balance brachten, sprach sie von ihrem *»Schwarzen Affen«* und ergänzte den Satz: *»... und jetzt will mich auch noch der Schwarze Affe unterkriegen.«* Wir mussten über ihren Spruch lachen, aber er zeigte deutlich ihre eigene Einschätzung der Situation. Die Demenz machte ihr Leben schwerer. Umso

1 <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/2722/umfrage/pflegebeduerftige-in-deutschland-seit-1999/>

dankbarer war ich, dass ich mit den Betreuerinnen bis auf eine Ausnahme liebenswerte und fähige Altersbegleiterinnen an ihre Seite holen konnte.

Laut Statistik werden mehr als 200.000 Pflegebedürftige bereits nach dem weitverbreiteten Modell der sogenannten 24-Stunden-Hilfe betreut, wobei es eine nicht erfasste Dunkelziffer gibt, was vermuten lässt, dass der Bedarf noch größer und wahrscheinlich auch steigend ist.

Am Beispiel meiner Mutter möchte ich erzählen, wie sie sich durch ihre Demenz veränderte und wir uns mit ihr, wie sich meine Verantwortungsübernahme gestaltete, welche Möglichkeiten der Betreuung wir mit den osteuropäischen Pflegekräften gefunden und welche interessanten Geschichten und Begegnungen wir alle dadurch erlebt haben. Zum Schluss berichte ich über die Erfahrungen ihrer letzten sieben Lebensmonate, die sie die meiste Zeit als Pflegefall in einem Pflegeheim, in Krankenhäusern und einer Seniorenwohngemeinschaft verbracht hat, was nicht die beste Zeit ihres Lebens war. Meine Reflexionen über die unterschiedlichen Betreuungsformen, verbunden mit selbstkritischen Überlegungen, habe ich im Epilog zusammengefasst.

Es ist ein ganz persönliches Buch über ein sehr emotionales Thema im Umgang mit Alter, Demenz und verschiedenen Betreuungsformen geworden. Und es ist letztendlich auch ein Buch über mich, meine Suchbewegungen, Gefühle und Verhaltensweisen in diesem besonderen Kontext von Betreuung und Pflege, Verantwortung und Fürsorge, sowohl für meine Mutter als auch für die sie betreuenden Menschen in ihrem Haus.

Ich berichte in erster Linie aus meiner eigenen Perspektive, aber natürlich auch, soweit das möglich ist, aus der Sicht meiner Mutter. Die Sicht der betreuenden Personen wird stellvertretend von einer Betreuerin aus Rumänien dargestellt. Das Schreiben diente mir anfangs als eigene Verarbeitung und Reflexion des Erlebten, bis ich feststellte, dass meine Mutter die von mir verfassten Tagebuchnotizen gerne las und wir dadurch häufig gemeinsamen Gesprächsstoff hatten. Als ich bemerkte, dass sich auch andere Menschen für das interessierten, was ich zu erzählen hatte, sich in ähnlichen Situatio-

nen befanden und ebenfalls viel über ihre alten Eltern und deren Lebens- und Betreuungssituationen nachdachten, entschied ich, diese Geschichten und Reflexionen zu veröffentlichen. Möglicherweise können die Berichte über unsere Erfahrungen ein Anlass sein, neue Perspektiven einzunehmen und individuelle Pflegearrangements zu finden. Vielleicht dient mein Buch aber auch nur dazu, erleichtert festzustellen, dass es anderen ähnlich geht und man mit den Fragen um die alten Eltern nicht alleine ist. Oder es kann ein Anlass sein, sich selbst noch einmal neu mit der Frage nach der eigenen Verantwortung als Sohn oder Tochter auseinanderzusetzen.

Jede Person, jede Familie, jedes Lebensumfeld, jede Lebensfrage ist einzigartig und bedarf individueller Antworten. Wir haben bei der Suche nach guten Lösungen für alle Beteiligten viele Versuche und auch manche Irrtümer erlebt, die nicht immer korrigierbar waren. So spielen auch Schuld- und Ohnmachtsgefühle eine Rolle, die als Thema immer wieder auftauchen. Durch die zum Teil ungewöhnlichen Betreuungskonstellationen entstanden diese sonder- und wunderbaren, fröhlichen und zum Schluss immer trauriger werdenden Geschichten, die vielleicht manchmal unglaublich klingen, die wir aber tatsächlich genauso bunt und vielfältig erlebt haben. Verändert wurden lediglich die Namen der beteiligten Personen und Institutionen und einige Kontexte.

Wenn erwachsene Kinder Verantwortung übernehmen

In einem Café lausche ich am Nachbartisch dem angeregten Gespräch zweier nicht mehr ganz junger Damen, die etwas spaßhaft darüber nachdenken, wo und wie sie im fortgeschrittenen Alter leben wollen. Erst geht es um das Abwägen finanzieller und persönlicher Möglichkeiten, angefangen von Haushaltshilfen oder 24-Stunden-Kräften, die sie bräuchten, wenn sie in ihrer privaten Wohnung blieben. Sie tauschen sich über die Vor- und Nachteile von Betreutem Wohnen und Pflegeheim aus. Als sie auf das Thema der Rolle der eigenen Kinder zu sprechen kommen, schlägt eine der Damen scherzhaft vor, dass es doch das Beste sei, gemeinsam in ein Wohnheim für Senioren nach Thailand zu ziehen. Sie habe im Fernsehen darüber einen Bericht gesehen, da sei die Pflege billiger und es gäbe noch genügend liebevolle Pflegekräfte. Ihr Schwiegersohn habe ihr ausdrücklich dazu geraten, weil die Familie dann gute Gründe habe, sie nicht so oft besuchen zu müssen und zum Glück keine Verantwortung übernehmen müsse. Die beiden Damen lachen. Ich spüre hinter ihrem Humor eine gewisse Bitterkeit.

Die alten Mütter und Väter wissen, dass ihre Töchter und Söhne ein eigenes Leben führen. Sie wollen ihnen nicht zur Last fallen. Gleichzeitig ist die Sehnsucht groß, sie um sich zu haben, wenn man vieles selbst nicht mehr kann und auf Hilfe angewiesen ist. Die erwachsenen Kinder stehen meist noch mitten im Berufsleben, wenn Vater und Mutter Unterstützung benötigen, sie haben selbst Familie, anderweitige Hobbys und Verpflichtungen. Oft werden sie durch die Sorge um ihre pflegebedürftig gewordenen Eltern aus ihrem bisherigen Lebensrhythmus gerissen, zumindest dann, wenn sie Verantwortung übernehmen und sich für sie einsetzen wollen oder müssen. Was ist jetzt zu tun? Wer aus einem Geschwister-

oder Verwandtenkreis ist nun besonders gefragt? Wie und wo soll die Betreuung stattfinden?

Vielleicht versucht man zunächst, die Herausforderungen innerhalb der engeren Familie zu bewältigen oder erkundigt sich nach zusätzlichen niederschweligen ambulanten Betreuungsangeboten. Auch Tagespflegeeinrichtungen bieten weitere Entlastung. Reicht das nicht oder nicht mehr aus, stellt sich die Frage: Pflegeheim oder eine Betreuung von bezahlten Kräften zu Hause? Die meisten alten Menschen möchten wie meine Mutter so lange wie möglich in ihrem vertrauten Milieu bleiben. Ist die Wohnung groß genug und gibt es ein eigenes Zimmer für die Betreuungskraft, dann kann die Entscheidung für eine häusliche 24-Stunden-Hilfe getroffen werden.

Bei der Unterstützung und Pflege von kranken und alten Menschen spielen ebenso wie bei der Erziehung von Kindern Aspekte wie Bindung, Zeit, Liebe und Mitgefühl eine große Rolle. Die Leistungsanforderungen in der modernen digitalen Arbeitswelt mit dem entsprechenden Konkurrenzdruck und Wettbewerb und ihrem Anspruch des Höher, Weiter, Besser und Schneller stehen den Bedürfnissen von Kindern, Alten und Kranken allerdings diametral entgegen. In der globalisierten Welt geht es um größtmögliche Flexibilität, Mobilität und maximale Autonomie des Einzelnen, im privaten Fürsorgezusammenhang geht es sowohl bei der Kindererziehung als auch in der Pflege von alten und kranken Menschen hingegen um Verbundenheit, Mitgefühl und Schutz. Gerade jene, die in ihren Berufen noch sehr eingespannt sind und damit den anderen Werten verpflichtet, müssen jetzt die beiden unterschiedlichen Orientierungen des Lebens miteinander verbinden, was nicht immer leicht ist.

Die wenigsten erwachsenen Töchter oder Söhne sind darauf vorbereitet, sich plötzlich neben den Erfordernissen ihres eigenen Lebens mit Beruf und Familie um ihre gebrechlichen Eltern zu kümmern. Wer sich dieser Verantwortung stellt, erfährt sehr schnell, dass man nicht nur mit dem bedürftigen Menschen, dessen Nöten und Sorgen und mit den Themen Alter, Krankheit und Tod sowie dem ambivalenten Umgang damit in unserer Gesellschaft

konfrontiert wird, sondern immer auch mit sich selbst und der sehr individuellen Beziehung, die man zu Vater oder Mutter hatte und hat. Alte Verletzungen, Familienkonflikte oder Missachtungen können plötzlich ebenso wieder auftauchen wie liebevolle Erinnerungen an Mutter und Vater, zu denen man aufgeschaut hat. Jetzt sind sie es, die auf Zuwendung und Unterstützung angewiesen sind.

Viele der Eltern, die in der Phase der Hochaltrigkeit sind, gehören zu den Menschen, die die Schrecken des Zweiten Weltkrieges sowie Flucht und Vertreibung erlebt haben. Manche wurden durch die Ereignisse des Krieges schwer traumatisiert und haben weder mit ihren Kindern noch mit anderen Menschen je über diese belastende Zeit gesprochen. Die nicht aufgearbeiteten Traumatisierungen können in Phasen der Hilflosigkeit und des Angewiesenseins wieder aktualisiert werden und sich als Ängste, Panik, Depression oder unverständliche Verhaltensweisen zeigen. Das Erstaunen oder auch die Trauer darüber, dass Mutter oder Vater sich verändert haben, weil sie zum Beispiel weniger kooperativ sind als früher, vielleicht sogar streitbarer, rechthaberisch, depressiv oder sich »hängen lassen«, führt notgedrungen dazu, das innere Bild von ihnen verändern zu müssen und damit auch die eigene Rolle neu zu definieren. Viele der erwachsenen Kinder fühlen sich durch die neue Situation überfordert. Die Suche nach Möglichkeiten einer angemessenen Unterstützung für den Vater oder die Mutter können zu einem schwierigen Weg werden nach dem Motto: Versuch und Irrtum. Vor allem dann, wenn vorher mit den Eltern wenig Absprachen darüber getroffen wurden, wie sie im Alter leben wollen. Oft fehlen auch Zeit, Raum, Geld oder Kapazitäten, um das zu tun, von dem man glaubt, es täte den Angehörigen gut. Auf jeden Fall fordert die neue Situation dazu auf, Entscheidungen zu treffen, entweder gemeinsam mit den Eltern oder für sie. Die Möglichkeiten reichen von der Pflege zu Hause, die man als Tochter oder Sohn selbst oder zusammen mit anderen Familienmitgliedern übernimmt, über die ambulanten Hilfen oder den Einsatz von 24-Stunden-Betreuungskräften bis hin zum Heimaufenthalt oder der Kombination verschiedener Möglichkeiten. Jede Entscheidung

kann weitreichende Konsequenzen haben, sowohl für die Betreuenden als auch für die Betreuten.

Viele beginnen sich in dieser Zeit erstmalig oder noch einmal intensiver mit der Biografie ihrer Eltern auseinanderzusetzen. Zum einen, um bestimmte Verhaltensweisen besser einordnen und verstehen zu können, zum anderen, weil ihnen die Endlichkeit ihres Lebens greifbar vor Augen steht und sie vielleicht noch etwas aus dem Leben der Eltern oder den eigenen ersten Lebensjahren wissen möchten.

Oft werden Erinnerungen an die eigene Kindheit wach, was je nach Erfahrungen zu ambivalenten Emotionen führen kann. Alle Väter und Mütter und ihre Art der Beziehung zu ihren Kindern hinterlassen Spuren in deren Leben. Haben sich die Kinder in der Familie geschützt und geborgen gefühlt und von den Eltern geachtet und geliebt oder mussten sie um deren Anerkennung und Liebe kämpfen? Wurden sie gedemütigt? Gab es wechselnde Situationen zwischen Liebe und Liebesentzug oder gar Gewalt? Wurden Geschwister bevorzugt behandelt? Wurde die elterliche Liebe als Kontrolle empfunden oder war sie an das kindliche Wohlverhalten und dessen Anpassung geknüpft? Inwieweit haben die inzwischen erwachsenen Kinder die durch ihre Eltern erfahrenen Versäumnisse, Missachtungen oder Übergriffe aufarbeiten und betrauern können? Ist es ihnen möglich zu verstehen, dass eine nicht immer gelungene Beziehung zu den Eltern meist eine Folge der biografischen Bürde der Eltern gewesen sein könnte? Die meisten Eltern lieben ihre Kinder, aber sie können ihre Liebe nicht immer angemessen zeigen, zumal, wenn sie selbst in einer rigiden autoritären Zeit aufgewachsen sind, in der es üblich war, Kinder mit Gewalt zu disziplinieren. Die Traumatisierungen sind oft auch im hohen Alter noch vorhanden und können durch die neue Abhängigkeitssituation reaktiviert werden.

Wenn es den erwachsenen Töchtern und Söhnen gelingt, die biografischen Verletzungen ihrer Eltern zu kennen, einzuordnen, zu verstehen und ihnen am Ende sogar zu verzeihen, was ihnen als Kind vorenthalten oder angetan wurde, kann sich das Verhältnis zu den Eltern noch einmal grundlegend verändern. Vermeintliche Er-

ziehungsfehler müssen nicht zwangsläufig zu eigenen Wunden werden, sondern können im besten Fall sogar individuelle Ressourcen aktivieren, die für das Leben nützlich und sinnvoll geworden sind.

Sind Aufarbeitung, Einordnung sowie Trauer- und Wutbewältigung im Lauf des Erwachsenenlebens weitgehend gelungen, kann man sich unbeschwerter den aktuellen Fragen stellen: Welche Verantwortung habe ich in dieser neuen Situation zu übernehmen? Was davon kann ich leisten, was ist mir momentan nicht möglich? Welche Erwartungen der Eltern kann und will ich erfüllen, von welchen muss ich mich distanzieren, um mich zu schützen? Welche Angelegenheiten kann ich delegieren, an welcher Stelle übernehme ich gerne Verantwortung? Damit verbunden werden weitere Fragestellungen hinzukommen: Wie gehe ich damit um, wenn für die Eltern Entscheidungen getroffen werden müssen, die sie nicht mehr selbst treffen können? Welche Gefühle tauchen auf, wenn ich z. B. die Mutter, die bisher stolz und eigenständig war, als hilflose Frau erlebe, die sich aus Angst an die Tochter oder den Sohn klammert? Wie nehme ich die Pflegesituation mit einem dirigistischen Vater wahr, der schon früher autoritär und unnahbar war und jetzt im Kommandoton Befehle erteilt? Wie muss sich meine eigene Rolle den Eltern gegenüber verändern? Wie kann ich das Recht der alten Menschen auf Autonomie respektieren und gleichzeitig dafür Sorge tragen, dass sie sich nicht selbst gefährden?

Auf Dauer kann die Pflege eines nahen Menschen eine hohe Belastung sein, die nicht selten zu Überforderung, Burn-out und psychosomatischen Erkrankungen bei den betreuenden Angehörigen führt. Zudem müssen mit den unterschiedlichen »neuen« Menschen, die jetzt neu zum Hilfesystem gehören, Absprachen getroffen werden, was zusätzlich Zeit und Energie kostet.

Es ist auch nicht ungewöhnlich, dass sich im Familienverbund unter den Geschwistern oder anderen Angehörigen Streitigkeiten wegen unterschiedlicher Einschätzung der Situation und Kompetenzgerangel oder Eifersüchteleien entwickeln. Manchmal fühlen sich die eigenen Kinder oder der Ehepartner zurückgesetzt, weil der alten Mutter oder dem Vater jetzt mehr Zeit gewidmet wird.

»Wir gehen alle auf dem Zahnfleisch«, habe ich oft gehört, wenn

ich mich mit Menschen austauschte, die zu Hause ein Elternteil pflegen. Mit einem privaten »Dienstplan«, in dem stehen könnte, wer aus der Familie und dem Freundeskreis wann die Person besucht und betreut und für bestimmte Aufgaben zuständig ist, kann manchmal schon Entlastung möglich werden. In Kombination des eigenen Einsatzes, ambulanter Pflegedienste, weiterer Hilfskräfte und viel Organisationstalent ist möglicherweise eine befriedigende Betreuungssituation im häuslichen Bereich zu schaffen, zumal, wenn die Hauptbegrüßpersonen lernen, die Verantwortung auch an andere abzugeben.

Die Suche nach seriösen Agenturen, die 24-Stunden-Pflegekräfte vermitteln, ist oft sehr aufwändig. Manche Angehörige kümmern sich selbst um eine entsprechende Betreuungskraft, meist auf die Empfehlung von Bekannten oder auf eine Anzeige hin. Auf jeden Fall braucht es viel Vertrauen und Offenheit, sich auf eine fremde Person einzulassen, die in der privaten Wohnung 24 Stunden mit dem alten Menschen zusammenleben wird. Auch die Angehörigen werden mit diesen neuen Menschen zu tun haben, gleichgültig ob sie im gleichen Haus oder in der Nachbarschaft leben oder, so wie wir, von außerhalb regelmäßig hinzukommen. Damit sowohl für die zu Betreuenden und deren Familienangehörigen als auch für die meist ausländischen Betreuerinnen die Situation zufriedenstellend ist, bedarf es klarer Rahmenbedingungen und konkreter Grundregeln. Durch entsprechende Maßnahmen und Vorgaben, die hoffentlich in Zukunft auch von staatlicher Seite oder zumindest von der Vermittlungsorganisation gesetzt, begleitet und gegebenenfalls kontrolliert werden, könnten manche Missverständnisse, falsche Erwartungen und Konflikte im Vorfeld minimiert werden, was auch zu einem positiveren Image dieses Betreuungsmodells beitragen würde. Auch wenn das Arbeitsfeld der 24-Stunden-Betreuung immer noch in die gesetzliche Grauzone fällt, müssen die Betreuerinnen, wie ich im Folgenden zeigen möchte, deswegen keineswegs wie Dienerinnen oder gar Sklavinnen arbeiten, was ich so als Vorurteil häufig zu hören bekam.

Wer zu einer solchen Lösung greift, wird nicht einfach die Verantwortung an die Betreuungskräfte abgeben können, sondern

steht weiter in der Pflicht. Konkret habe ich erfahren, dass ich als einzige Tochter selbstverständlich die Hauptbezugsperson meiner Mutter blieb und nun zusätzlich dafür zuständig war, dass die Organisation mit den Betreuungskräften funktionierte und auch deren Belange berücksichtigt wurden. Ich war regelmäßig vor Ort, um Dinge zu erledigen, die von den Betreuerinnen nicht getan werden konnten, z. B. mit meiner Mutter zu Ärzten, zum Akustiker oder Optiker zu fahren, die großen Einkäufe zu erledigen, die Handwerker zu bestellen und natürlich vor allem, um meiner Mutter die Sicherheit meiner Gegenwart zu geben, sie zu trösten oder aufzumuntern und auch für die Betreuerinnen als Ansprechpartnerin zur Verfügung zu stehen.

Wenn sich abzeichnet, dass diese Form der Betreuung gar nicht erst infrage kommt oder nicht mehr möglich ist, steht eine neue Entscheidung an, die für alle Beteiligten nicht leicht ist: die stationäre Pflege in einem Heim oder in einer Wohngemeinschaft. Auch diesen Weg mussten wir nach den vielen Jahren häuslicher Betreuung gehen. Die Suche nach einem geeigneten Pflegeheim, die Unsicherheit, ob es die richtige Entscheidung ist, die Schuldgefühle, weil man die Eltern ins Heim abgeben muss, die Umstellung auf eine völlig neue Situation, verbunden mit dem Auszug aus der vertrauten Wohnung sind neue Umstände, die nicht nur für den alten Menschen schwierig sind, sondern auch für jene, die diese Entscheidungen treffen müssen. Zudem bleibt im Pflegeheim die Verantwortung für die Eltern bestehen, sie kann sich sogar noch einmal intensivieren, wenn die Bedingungen nicht so sind, dass die Kinder einen Teil der Verantwortung mit gutem Gefühl abgeben können.

Wenn man als Kind in diese neue Situation gestellt ist, wird einem klar, dass in dem Wort »Verantwortung« das Wort »Antwort« steckt. Das heißt: Ich werde dazu aufgefordert, eigene Antworten auf Fragen, die das Leben nun an mich stellt, zu geben. Höre ich die Fragen, die durch die Pflegebedürftigkeit der Mutter oder die zunehmende Verwirrtheit des Vaters im Raum stehen? Nehme ich sie als eine konkrete Frage an mich wahr? Wie sieht meine indivi-

duelle Antwort aus, bei der nicht nur die Situation der alten Eltern berücksichtigt werden muss, sondern auch meine eigene aktuelle Lebenslage im Kontext von Beruf, Familie und sonstigen Verpflichtungen? Welche Schwierigkeiten ergeben sich daraus? Welche Möglichkeiten gibt es, die Verantwortung mit anderen zu teilen oder abzugeben? Wie gehe ich mit den Schuldgefühlen um, wenn es mir nicht möglich ist, das zu tun, was ich glaube, tun zu müssen? Wie kann ich lernen, mit der Verantwortung so umzugehen, dass sie mich nicht »auf dem Zahnfleisch gehen« lässt und ich denen, die mich brauchen, noch gerecht werden kann?

Da mich viele dieser Fragen fortwährend selbst beschäftigt, manchmal auch gequält haben, werden sie im Lauf der folgenden Kapitel direkt oder indirekt immer wieder auftauchen. Meistens gab es keine einfachen Antworten oder wir mussten die Fragen lange in der Schwebe halten, bis irgendwann eine Lösung sichtbar wurde.

Durch manche Gespräche weiß ich, dass viele Angehörige dieselben Fragen umtreiben. Der Austausch mit Menschen, die sich in ähnlichen Situationen befinden, war darum in dieser Zeit für mich sehr wichtig.

Was tun, wenn die Mutter Unterstützung braucht?

Als sowohl meiner Mutter als auch mir klar wurde, dass sie immer hilfsbedürftiger wurde und Unterstützung brauchte, überlegten wir uns zunächst gemeinsam Lösungen für ihre jeweilige Betreuung, die sich im Lauf der Jahre immer wieder veränderte und dann jeweils angepasst werden musste. Anfangs waren nur einige Stunden wöchentlich an kleinen Handreichungen, Einkäufen oder persönlicher Gesellschaft nötig, später weiteten sich die Aufgaben zu einer 24-Stunden-Rundum-Betreuung in der Alltagsbegleitung, Versorgung und Pflege aus.

Über fast fünfzehn Jahre kamen deshalb Menschen aus Polen, Rumänien, Russland, Moldawien, Bosnien, Armenien, Bulgarien und Ungarn zu ihr ins Haus. Einige blieben drei Monate lang, andere mit Unterbrechungen bis zu vier Jahren. Sie waren verheiratet, ledig, verwitwet, geschieden, mit eigenen Kindern oder kinderlos, der Jüngste, ein Student, war 22 Jahre alt, die Älteste, eine Witwe aus Polen, 65 Jahre alt. Es waren vor allem Frauen und zwei Männer mit unterschiedlichen Persönlichkeiten, Lebens- und Familiengeschichten, Bildungsniveaus, Traditionen, Religionen, kulturellen Besonderheiten, mit spezifischen Koch- und Essgewohnheiten. Sie kamen abwechselnd und nacheinander mit Kleintransportern, Bussen, Flugzeugen oder mit ihrem eigenen Auto zu meiner Mutter angereist, sie lebten mit ihr im Haus und betreuten sie. Sie brachten ihre je eigene Haltung und Einstellung betagten Menschen gegenüber mit, die sich im Umgang mit meiner Mutter, die sie »Frau Maria« nannten, ganz konkret zeigte.

Unser aller Leben wurde durch diese besonderen Begegnungen im Arbeits- und Lebenszusammenhang der sogenannten 24-Stunden-Hilfen zu Hause verändert und bereichert, allerdings durch das Fremdartige und Neue immer wieder auch irritiert – das Leben

der Frauen und der beiden Männer aus Osteuropa ebenso wie das meiner alten Mutter und mein eigenes als ihrer einzigen berufstätigen Tochter mit eigener Familie. Mit zunehmender Hinfälligkeit, schwindender Wahrnehmungsfähigkeit der Sinnesorgane und Persönlichkeitsveränderungen meiner Mutter im Zuge ihrer demenziellen Erkrankung mussten die Betreuungssituationen ständig neu abgestimmt, angepasst und von mir engmaschiger mit verschiedenen, neu hinzukommenden Personen organisiert werden. Es war nicht immer leicht, vertrauenswürdige Menschen zu finden und zusammenzuführen, die sich in Absprache mit mir um meine Mutter kümmern konnten.

Unsere Erfahrungen mit den 24-Stunden-Hilfen waren weitgehend positiv, auch wenn wir ebenso wie die Betreuerinnen und Betreuer nicht immer zufrieden waren, sondern manchmal auch ärgerlich und einige Konflikte und schwierige Situationen zu bewältigen hatten. Diese entstanden zum Teil aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse, diffuser wechselseitiger Erwartungen, kultureller Besonderheiten und der Gewöhnung und Anpassung aneinander oder auch aufgrund der Persönlichkeitsveränderungen meiner Mutter. Trotz herausfordernder Situationen und oft unklarer (Rahmen-)Bedingungen war es mir ein Anliegen, menschenwürdige Voraussetzungen für die anspruchsvollen und kräftezehrenden Aufgaben der Betreuungskräfte zu schaffen und gleichzeitig den Bedürfnissen meiner alten Mutter gerecht zu werden, damit ein gelungenes und würdevolles Leben für alle Beteiligten möglich war.

Alle Betreuerinnen und Betreuer lebten bei ihr im Haus, teilweise in ihrer Wohnung mit ihr auf engem Raum. In manchen Zeiten waren zwei Betreuungskräfte gleichzeitig anwesend, zeitweise sogar drei, die unterschiedliche Aufgaben übernahmen, je nach Bedarf, mit wechselnden Arrangements für die Pflege und Betreuung. Meine Mutter nahm die Frauen immer herzlich auf, freute sich über deren Unterstützung, war anfangs sehr an ihrem Leben interessiert und versuchte, allen ihr Lieblingsspiel, Rummikub, beizubringen, bei Bedarf mit ihnen Deutsch zu lernen und den gemeinsamen Tagesablauf zu strukturieren. Sie probierte gerne

die andersartigen Gerichte, sagte, was ihr nicht schmeckte und kommentierte z.B. die Kleidung, die Frisur oder das nach ihrer Meinung zu aufdringliche oder besonders gut gelungene Make-up oder die Nagellackfarbe der Betreuerinnen. Umgekehrt ließ sie sich von ihnen auch sagen, dass es Zeit sei, unter die Dusche zu gehen oder dass die Bernsteinkette besonders gut zu der braunen Bluse passe und sie diese einmal umlegen solle.

Natürlich gab es auch Auseinandersetzungen und Enttäuschungen, menschliche Schwächen und Unzulänglichkeiten. Bedürfnisse und Bedürfniskonflikte tauchten auf, und alle mussten sich arrangieren, so wie in jedem zwischenmenschlichen Zusammenleben. Hier war es noch einmal besonders schwierig, weil sich so grundlegend verschiedene Menschen auf engem Raum aufeinander einlassen (mussten). Dazu kam, dass die Betreuerinnen und Betreuer für einige Zeit aus ihrer Heimat in ein fremdes Land gingen, weil sie in erster Linie Geld verdienen mussten oder wollten. Und auch für meine Mutter war es nicht einfach, weil sie sich eingestehen und damit zurechtkommen musste, dass sie im häuslichen Alltag und bei der Pflege Hilfe und Unterstützung benötigte. Alle, die zu meiner Mutter ins Haus kamen, hatten diese Möglichkeit des Gelderwerbs freiwillig gewählt und unterschiedliche Gründe, warum sie in Deutschland arbeiten wollten. Meine Mutter bestand entschieden darauf, so lange wie möglich in ihrem gewohnten Umfeld zu leben, und hielt diese Lösung für eine gute Alternative zu einem Pflege- oder Seniorenheim. Bis sieben Monate vor ihrem Tod konnten wir ihr das ermöglichen und diese speziellen Betreuungssituationen tatsächlich aufrechterhalten, und das vor allem dank ihrer letzten Betreuerin und Freundin Ana aus Rumänien, die vier Jahre mit ihr verbrachte und ihr Leben durch ihre fröhliche, liebevolle und zupackende Art sehr bereicherte.

Einige der Betreuerinnen wurden zu unseren Freundinnen und hatten sowohl für meine Mutter als auch für mich und meine Familie eine nachhaltige Bedeutung. Aber auch die übrigen Frauen und zwei Männer, die zu ihr ins Haus kamen, wurden durch das Leben mit ihr und durch die Kontakte zu uns und anderen Menschen in Deutschland geprägt. Einige haben untereinander und im

Umfeld von Familie und Nachbarschaft tragfähige Freundschaften geschlossen. Viele haben entweder zusammen mit meiner Mutter zu Hause am Esszimmertisch, in Sprachkursen oder alleine Deutsch gelernt, Schwierigkeiten im Pflegealltag bewältigt und Krisen überstanden, sind selbstsicherer und eigenständiger geworden, haben neue kulturelle Erfahrungen gemacht und sich persönlich entwickelt, was entweder nach einiger Zeit deutlich sichtbar wurde oder worüber sie selbst berichtet oder geschrieben haben. Noch heute stehe ich mit manchen der Frauen in Kontakt, habe zwei von ihnen zusammen mit meinem Mann in ihren Heimatländern, Armenien und Rumänien, besucht, und einige waren bei uns zu Besuch.

Nicht immer haben wir in all den Jahren »richtig« gehandelt, es gab Versuch und Irrtum, Orientierungslosigkeit und verschiedene Suchbewegungen. In den letzten Monaten, als meine Mutter in der Seniorenwohngemeinschaft untergebracht war und wir ihr Begebenheiten mit ihren osteuropäischen Betreuerinnen aus ihrer Zeit zu Hause vorlasen, fragte sie uns jedes Mal erstaunt, ob sie all diese Menschen wirklich kennengelernt habe. Die Geschichten dienten hier der Auffrischung ihres Gedächtnisses und sie hörte immer sehr aufmerksam zu. Manchmal erinnerte sie sich auch, vor allen Dingen dann, wenn wir ihr dazu die entsprechenden Fotos zeigten. Meist aber schüttelte sie nur den Kopf und sagte erstaunt: »Was, das habe ich alles erlebt? Also, dann muss ich wirklich doch noch ein spannendes Leben im Alter gehabt haben!«

Ihr verschmitztes Lächeln begleitet mich, während ich über diese Zeit mit den zum Teil ungewöhnlichen, meist fröhlichen, aber auch traurigen, erstaunlichen und ärgerlichen Situationen nachdenke und schreibe. Spannend und ereignisreich war diese Zeit auf jeden Fall!